

größte Mannigfaltigkeit dar. Neben einer Menge Siebenbürgen ganz eigenthümlicher Pflanzen wachsen hier solche, die in den Alpen, im Balkan, auf dem Kaukasus, am Meeresstrande, im kühlen Norden, wie im sonnigen Süden gedeihen.

So mannigfach in Siebenbürgen die Pflanzenwelt, so mannigfach ist auch die Thierwelt. Über die Felsenkanten klettert die behende Gemse, in den dunklen Gängen der Gebirge treibt sich der plumpe Bär, das wilde Schwein herum, in dem Grün der Wälder spielt das scheue Reh, bewegt sich der edle Hirsch, während in den Zweigen der Bäume Auer-, Birk- und Haselhuhn sich ihres Lebens freuen. Über den höchsten Kuppen und Zacken der Gebirge zieht in den Lüften der Aar seine Kreise. Allerlei anderes Gethier lebt frei auf der Erde und in der Luft. An Hausthieren fehlt es nicht. Auf den Weiden und in den Ställen werden schöne, muthige und ausdauernde Pferde, grau-weiße Kinder, schwarze Büffel, viele Schweine, Ziegen und Schafe gezogen. Die letzteren finden im Sommer inner halb des Landes, namentlich in dem Gebirge ihre Nahrung, während des Winters aber werden sie in das Tiefland der untern Donau getrieben. An Fischen ist kein Mangel; auch Amphibien leben zahlreich in Siebenbürgen, ebenso Käfer und Schmetterlinge und andere Gliedertiere. Ja die letzteren repräsentieren sogar zum Theil in Siebenbürgen ganz eigenthümliche Arten.

3. Bevölkerungsverhältnisse.

Deutsche. — Rumänen. — Magyaren. — Zigeuner. — Juden. — Armenier. — Angehörige anderer Völker.

Siebenbürgen hat eine Bevölkerung von 2,115.000 Seelen,^{*)} während das um 3000 Quadrat-Kilometer kleinere Böhmen 3 Millionen Einwohner mehr zählt. Hinsichtlich der Nationalität und Confession zeigt die siebenbürgische Bevölkerung die größte Mannigfaltigkeit.

Nicht nach ihrer Zahl, wohl aber nach dem Grade ihrer Cultur nehmen die Deutschen unter den Völkern Siebenbürgens die oberste Stufe ein. Sie sind 211.490 Seelen stark und wohnen in größeren Massen im Süden

^{*)} Die folgenden statistischen Daten sind noch nach der Volkszählung von 1870 gegeben, da die Ergebnisse der neuesten Zählung noch nicht officiell publiciert sind. Doch soll in Folge der häufiger gewordenen Auswanderungen (namentlich nach Rumänien) in den letzten zehn Jahren ein Rückgang der Gesamtbevölkerung stattgefunden haben.

des Landes von Broos bis Draas, im Südosten um Kronstadt und im Nordosten um Bistritz herum; außerdem kommen sie in nichtdeutschen Orten vereinzelt vor. Ihrem größten Theile nach sind sie alte Colonisten und stammen vom Niederrhein. Es sind dies die eigentlichen „Sachsen.“ Im 18. Jahrhundert erhielt diese alte deutsche Bevölkerung durch Transmigration,



Siebenbürgisch-sächsisches Bauernbrautpaar.

d. h. durch Überführung evangelischer Glaubensgenossen aus Steiermark, Kärnten, Oberösterreich, dann durch Einwanderung aus Baden=Durlach einigen Zuwachs. Im Jahre 1846 endlich kamen mehr denn hundert Familien aus Württemberg nach Siebenbürgen. Wenn auch diese, hauptsächlich in Landgemeinden angesiedelten Colonisten aus Österreich und Schwaben, in

Sprache und Sitten dem Stamme, dem sie angehörten, treu geblieben sind, so haben sie doch in politischer Beziehung sich dem Theile der siebenbürgischen Bevölkerung enge angeschlossen, dem sie durch ihre Nationalität und ihren Glauben am nächsten stehen, dem sächsischen Volke. Vereinzelt haben sich zu allen Zeiten Deutsche aus verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebietes, besonders aber aus dem Siebenbürgen zunächst liegenden Deutsch-Osterreich niedergelassen.

Die siebenbürgischen Deutschen gehören zum größten Theile der evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses an, nur ein kleiner Theil derselben ist römisch-katholisch. Die deutsche Bevölkerung oder, sagen wir genauer, die sächsische, hat unter den Völkern in Siebenbürgen die höchste Stufe der Bildung erlangt. Das Volk kann unter den Sachsen überall zum mindesten lesen und schreiben und bildet in dieser Richtung einen entchiedenen Gegensatz zu den anderen Nationen, namentlich zu den Rumänen. In den Städten der Sachsen aber herrscht Vertrautheit mit Wissenschaft, Kunst und Literatur, wie man sie in deutschen Städten zu finden gewohnt ist. Die Pflegestätten der deutschen Bildung in Siebenbürgen sind außer den Volks- und Bürgerschulen fünf deutsche Gymnasien, ein Unter-, ein Realgymnasium und eine Oberrealschule, neun Gewerbe- und zwei Ackerbauschulen, — Anstalten, die alle von der sächsischen Nation selbst erhalten werden. Geistliche, Lehrer und Ärzte, wohl auch Juristen treiben ihre Studien in Deutschland und Deutsch-Osterreich und bringen so eine Fülle von Wissen und Anregung aus dem reichen Schatze des deutschen Culturlebens in das abgelegene Land. Und wie dadurch das geistige Leben der Siebenbürger Sachsen immer aufs neue befruchtet wird, so auch durch zahlreiche Bücher und Zeitschriften, die ihren Weg in das ferne Karpathenland finden. Von altersher hat jede geistige Bewegung in dem deutschen Mutterlande auch das siebenbürgische Sachsenland mit berührt. Wie schön und treffend äußerte sich deshalb auch Professor Wattenbach im Jahre 1870 vor seinen Heidelberger Zuhörern über das Sachsenland: „Hier fühlen wir uns wieder auf historischem Boden, auf derselben uralten Grundlage ununterbrochener Culturentwicklung, auf welcher auch unsere Bildung erwachsen ist. Auch wer vielleicht in der Heimat kein fleißiger Kirchenbesucher ist, wird sich hier leicht hingezogen fühlen zu der Gemeinschaft seiner frommen Landsleute; es wird ihn wunderbar berühren, in den lichten gothischen Gewölben dieselben Bilder altdeutscher Kunst zu finden, dieselbe feinausgearbeitete Steinbildnerei, und wie nun die weiten Hallen sich füllen mit all den Gestalten und Gruppen des ehrbaren Bürgerthums, als wären wir mitten in Schwaben oder Baden. Wir vernehmen die altlutherische Liturgie, welche sich bei uns nur hie und da noch erhalten hat; nicht brauchen Sie zu fürchten, daß in der Predigt etwa dogmatische Engherzigkeit oder der Eifer, welcher am Buchstaben klebt, sich vernehmen lasse. Und wenn wir nun nach dem Gottesdienste

Bekanntheit anknüpfen mit dem Pfarrer, mit dem Lehrer der Schule: sie sind uns nicht fremd, sie haben bei uns studirt; hier in Heidelberg, in Jena, in Tübingen; eifrig forschen sie nach den wohlbekannten Persönlichkeiten ihrer Lehrer; vollständig stehen sie mit uns auf demselben Boden wissenschaftlicher Bildung. Und wenige Stunden davon ist die türkische Grenze!“

Auch der magyarisirte Gelehrte Paul Hunfalvy äußert sich in seiner Ethnographie Ungarns über die Siebenbürger Sachsen sehr rühmend, indem er da Seite 292 sagt: „Die siebenbürgischen Deutschen spielen eine hervorragende Rolle in der Geschichte Siebenbürgens; auch heute sind die



Siebenbürgisch-sächsisches Bauernhaus.

sächsischen Städte und Dörfer die Perlen des Landes jenseits des Königssteiges. Den Glanz des Mittelalters, welchen wir in den westeuropäischen Städten bewundern, finden wir auch bei den Siebenbürger Sachsen und hier vielleicht in größerem Maße, als in irgend einer andern Stadt Ungarns.“

Ernstes Streben nach höherer Bildung, nach höherer Cultur ist von jeher ein Charakterzug der Siebenbürger Sachsen gewesen. Und doch haben sie auch wieder zäh und unerschütterlich festgehalten an dem Hergebrachten, an ihrem deutschen Wesen und an deutscher Sitte, an den Gewohnheiten und Lebenseinrichtungen der Väter, festgehalten manchemal selbst da, wo die neue Zeit Besseres an die Stelle des Alten gesetzt hat. Sie sind wohl etwas

schwerfällig und langsam, aber treu und bieder, ohne Falsch und Heuchelei, lautere und feste Charaktere, in dem Feuer mannigfacher Leiden und Drangsale geläutert und gestählt. Sie haben, da sie das Leben so oft von seiner düstersten Seite kennen lernen mußten, trübe Erfahrungen gemacht und darin liegt auch der Ursprung jener Melancholie, die einen Grundzug ihres Wesens ausmacht und sie beispielsweise von ihren heitern, lebensfrohen Brüdern in Deutsch-Osterreich so sehr unterscheidet.

Am meisten sprechen sich die Eigenthümlichkeiten des sächsischen Volkes in der ländlichen Bevölkerung aus, in dem Wesen der sächsischen Bauern. Die sächsischen Dörfer machen durch die Ordnung, die Solidität und Reinlichkeit, die man in ihnen findet, einen sehr guten Eindruck, besonders wenn man sie mit den benachbarten rumänischen Dörfern vergleicht. Das sächsische Bauernhaus ist aus Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt. An seiner Gassenseite trägt es einen frommen Spruch. Seine breitere Seite kehrt es dem Hofe zu. Aus dieser springt ein kleiner Vorbau, — die Laube — hervor, zu dem eine Treppe emporführt und durch den man in das Haus gelangt. Dieses besteht aus zwei Zimmern, einem vorderen und einem hinteren, die beide durch ein Vorhaus von einander getrennt sind. In dem vorderen, der Gasse zugekehrten Zimmer steht neben andern hölzernen, bunt bemalten Einrichtungsstücken das Himmelbett, auf dem die ganze Bettausstattung der Söhne und Töchter aufgehäuft ist. Ringsum aber blinken unter der Zimmerdecke an hölzernen Rahmen zinnerne Teller und Schüsseln, sowie Krüge aus Thon. Die Kleidung der Bauern besteht in einem blauen Rock, in weißen oder blauen Beinkleidern und hohen Stiefeln, die Weste ist entweder vorhanden oder sie fehlt. In dem letzteren Falle umspannt ein Gürtel, unter den das Hemd herabreicht, den Leib. Gegen Kälte und Unwetter schützen sich die Bauern mit Pelzen oder tuchenen Mänteln. Die Frauen tragen lange Hemden, darüber weiße oder schwarze, mehrfach gefaltete Röcke. Vorne haben sie weiße Schürzen vorgebunden, die nicht selten mit feiner Stickerei und dem Namen der Besitzerin versehen sind. Um den Oberleib haben sie ein dunkles Leibchen, den Kopf hüllen sie in ein Spitzenhäubchen, auch in ein weißes oder buntes Tuch. Auch sie pflegen oft hübsch verzierte Pelze zu tragen. Besonders reich ist der Sonntagsanzug der Mädchen; die schneeweiße Schürze ist mit kostbarer Stickerei geziert, ebenso das Leibchen, welches vorne das eigenthümliche sächsische Brusthefteln schmückt. Um die Taille tragen sie einen reichen, bronzenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Gürtel, der mit köstlichen Edelsteinen oder mit kunstvollen Zieraten besetzt ist. Diese Gürtel „haben ein so edles Aussehen und erscheinen sowohl um des glänzenden Metalles, als um der Steine und der geschickten Arbeit willen so königlich, daß man nicht umhin kann, sich zu wundern, wie solch ein Zierat zum Schmucke eines Bauernmädchens wurde.“ Auf dem Kopfe sitzt ein Sammtcylinder und von dem Haargeslechte hängen allerlei lange, bunte Bänder herab.

Eine Menge von Sitten und Gebräuchen schlingt sich durch das Leben des sächsischen Bauers. Wird ein Kind geboren, so begibt sich der Vater desselben zum Pfarrer, um ihn zu bitten, „das junge Eheweiblein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Christen zu machen.“ Nach dem Tauffacte wird der Tauffchmaus mit vieler Lust gefeiert. Die langen Pausen zwischen den einzelnen Speisen werden mit Gesang, Gespräch und Spielen ausgefüllt. Viel Vergnügen gewährt z. B. „das Springen über den Trog,“ das von den anwesenden jungen Frauen ausgeführt wird. An langen Reden fehlt es beim Mahle nicht. Das Kind wächst, von der Mutterliebe bewacht, heran. Auch an seiner Wiege ertönen Lieder, z. B.

Schlöf Hanzi, schlöf,
De vijel sainjen äm hof,
De Kaze spaennen af em hiert,
Te haest mer tausent gaelde wiert,
Schlöf, Hanzi, schlöf.

Schlaf, Hänschen, schlaf,
Die Vögel singen im Hof,
Die Kagen spinnen auf dem Herd,
Du bist mir tausend Gulden wert,
Schlaf, Hänschen, schlaf!

Ist das Kind auf die Füße gekommen, so treibt es sich im Hof und Garten und auf der Straße herum, mit Spiel sich die Zeit vertreibend. Wenn es so tagsüber müde geworden, dann betet es abends im Bette den frommen Spruch:

Ech bä klin,
meinj härz äsz rin,
nemest säl drä wunnen
als Jësu alin. Amen!

Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Niemand soll drin wohnen,
Als Jesus allein. Amen!



Ein siebenbürgisch-sächsisches Bauernmädchen aus der Umgebung von Hermannstadt.

Frühe schon wird das Kind mit den Ochsen, Pferden, Büffeln seiner Eltern vertraut und nennt sie mit Namen, doch horcht es auch auf, wenn ihm an den Winterabenden beim lodernden Feuer die Großmutter von den

beiden Goldkindern, von dem starken Hanns, von der Königstochter und der Flammenburg, und wie die schönen Märchen des sächsischen Volkes alle heißen, erzählt.

Durch die Confirmation wird der Knabe in die Gemeinschaft der erwachsenen Christen aufgenommen. Kaum ist das geschehen, so tritt er auch in die Bruderschaft ein, an deren Spitze der Altknecht steht. Diese Gemeinschaft, der alle Burschen angehören, hat das ganze Leben derselben zu regeln und zu überwachen. Alle 14 Tage wird Gericht gehalten. Doch auch an Lustbarkeiten fehlt es der Bruderschaft nicht. Stattlich nimmt sie sich in festlichen Aufzügen aus, die zur Feier von Frühlingsfesten oder zur Einholung eines neuen Pfarrers gehalten werden. Dem fröhlichen Sinn, der sie erfüllt, geben die Bauernburschen in zahlreichen kräftigen Volksliedern Ausdruck. Wie sie im Leben verbunden waren, so bestatten die Brüder auch jeden, der aus ihrer Mitte durch den Tod entrissen ist. Gewöhnlich erfolgt der Austritt aus der Bruderschaft durch Heirat. An den langen Winterabenden hat sich der Bursche seine künftige Lebensgefährtin ausersehen. Er geht zu ihr in die „Gasse,“ d. h. er besucht sie. Ihr Elternhaus aber schmückt er zu Pfingsten mit grünen Maien, zu Weihnachten mit Tannenzweigen. Sie zielt ihm den Hut mit einem großen Blumenstrauß und verspricht ihm, sie wolle ihm Hafer einführen helfen. Im Herbst begibt sich der junge Mann mit einem Wortführer, der in breitspüriger, schon feststehender Rede seine Werbung anbringt, ins Haus des Mädchens. Hat er Erfolg, so wird bald — gewöhnlich um den Katharinentag — die fröhliche Hochzeit gefeiert. Sie wird mit vielem Pompe begangen und dauert im ganzen acht Tage. Das sächsische Nationalgebäck, der Hanklich, darf natürlich auf dem Tische nicht fehlen. In den Pausen zwischen den einzelnen Gängen werden Tänze, Hochzeitspredigten oder dramatische Spiele, z. B. der Köschentanz, ein Überrest alter Mythologie, aufgeführt.

Der Bursche ist nun Mann, Hausvater und gehört als solcher der Nachbarschaft an, einer ähnlichen Gemeinschaft, wie die Bruderschaft. Freud und Leid theilt die Nachbarschaft miteinander. Sie sorgt für Ordnung und Sicherheit und pflegt Anstand und Religiosität. Dem letzten Zweck dient der gemeinsame Genuss des heiligen Abendmahles. Diesem geht ein Veröhnabend, den der Nachbarvater hält, voraus. Und wenn ein Nachbar abberufen wird, so beerdigen ihn die andern. Gar mancher schöne Brauch knüpft sich an Tod und Begräbnis im Siebenbürger-Sachsenlande. Tief bewegt legt die Gattin dem entschlafenen Manne das Bräutigamshemd an, das sie ihm einst in den Blütetagen des Lebens zum Geschenk gemacht und das geweiht ist durch ihres Herzens reinsten, innigsten Liebe. Während — manchmal auch mit unbeabsichtigtem Humor — nehmen die Verwandten von dem theuren Todten Abschied. So klagen die Kinder am Sarge der Mutter: „Mutter, Mutter! sollen wir nun bei fremden Thüren herumgehen? Wem sollen wir

nun unser Elend klagen?“ Die Frau am Sarge des Gatten: „Ach Gott! Wie soll ich das gutheißen, daß Du mir meinen Gatten, meinen Wirt und meine Stütze geraubt hast? Meine Krone hast Du mir herabgerissen, meine Stütze ist mir gebrochen!“ Die Mutter am Sarge des einzigen Sohnes: „Wie hast Du Dich meiner nicht erbarnt, lieber Herrgott? Ich habe nur diesen einzigen Sohn, den mir sogar der Kaiser nicht zu den Soldaten nahm, und nun hast Du mir ihn genommen!“ Eine Witwe: „Ach Du mein herziger Wagenhudler, wie konntest Du den Wagen zusammenhübeln, wo immer er brach. Aber Du hattest einen gar großen Zorn. Wenn Du die Dchien schlugst, blutete das Fell.“ Eine Mutter: „Ach was für ein großes Unglück ist mir begegnet! Wenn mir zwei



Siebenbürgisch-sächsischer Pfarrer in Amststadt.

„Mit Schmerzen hab' ich Euch geboren,
Mit großer Sorge Euch gepflegt,
Mit Kummer hab' ich Euch verloren,
Mit Seufzern in das Grab gelegt.
Was ist mir übrig noch geblieben?
Nichts als der Hoffnung schöner Traum:
Daß in des Himmels lichten Höhen
Sich wiederfinden, die sich lieben.

Die Grabchrift hat vielleicht der Pfarrer gemacht, denn der sächsische Bauer ist gewöhnt, in allen Lebenslagen bei diesem Rath und Hilfe

Füllen gestorben wären, so hätte ich wenigstens die Felle!“

Die Nachbarn, die dem Dahingeshiedenen das Grab gegraben haben, bringen ihn zur Erde. Zu seinem Gedächtnis wird ein Leichenmahl im Trauerhause gehalten und ein Thränenopfer gestiftet. Auf den Grabstein aber setzen die Hinterbliebenen eine sinnige Inschrift. So ruft eine Mutter ihren vier Kindern die tiefgefühltesten Worte nach:

zu suchen. Er ist ihm sein alles, darum nennt er ihn auch mit Recht seinen „wohlehrwürdigen Herrn Vater,“ und die Pfarrerin „die tugendhafte Frau Mutter.“ Der Pfarrer ist dem Bauern ganz der Mann nach seinem Herzen, denn frei hat er sich ihn erwählt. Und wenn nun der neue Seelenhirt seinen Einzug halten soll in die Gemeinde, deren volles Vertrauen ihn gerufen, wie rühren sich da alle Hände, welche Zurechtungen werden da getroffen! Es ist für die ganze Gemeinde das schönste Fest, das sie sich denken kann.

So kostbar der Pfarrhof dem Bauern, so kostbar ist er auch, aber durch seine Gastfreundschaft und wegen seiner gebildeten Bewohner, dem fremden Touristen. Der Engländer Charles Boner rühmt wiederholt diese Vorzüge eines sächsischen Pfarrhauses. Einmal äußert er sich darüber: „So ist, mir wenigstens war es das immer, das Haus des sächsischen Geistlichen in Siebenbürgen eine Oase in der Wüste. Ich spreche hier von den Dörfern. Man betritt den Ort und was man erblickt, entspricht dem socialen Leben eines abgechiedenen Dörfchens. . . . Und nun wendet Ihr Euch in einen Hofraum und schreitet nach dem kleinen Pfarrhose. Mit freundlichem Willkommen empfängt und geleitet man Euch in das Haus. An den Wänden hängen gute Abbildungen fremder Städte, Portraits von literarischen Berühmtheiten, man sieht Bücher in verschiedenen Sprachen, Musikalien und andere Beweise dafür, daß die Bewohner, wenn auch durch die Entfernung und die Berge von der großen intellectuellen Welt getrennt, doch mit derselben geistig verbunden sind und mit dem Geiste von dort den Pionnieren der Wissenschaft folgen.“ — Doch genug von den Sachen.

Die Rumänen oder Walachen kommen in Siebenbürgen in einer Zahl von 1,200.400 Seelen vor. Sie sind über das ganze Land zerstreut, doch kommen sie im Westen und Süden am dichtesten vor. Ihrer Confession nach gehören sie theils der griechisch-orientalischen (nicht unierten), theils der griechisch-katholischen (unierten) Kirche an.

Die Rumänen selbst halten sich für directe Nachkommen der Römer, die in dem trajanischen Dakien angesiedelt worden und seitdem das Land nie verlassen hätten. Aber diese Meinung hat keine Berechtigung. Wahrscheinlich stammen die hentigen Rumänen Siebenbürgens von den aus Dakien nach Mösien verpflanzten römischen Colonisten ab. In diesem Falle sind sie wohl erst am Ende des 12. Jahrhunderts in die fruchtbaren Niederungen der unteren Donau eingewandert. Allmählich mögen sie von da erst über die Kämme der Karpathen gestiegen sein und sich in Siebenbürgen niedergelassen haben. Aus dieser Herkunft erklärt sich, daß die Grundlage ihrer Sprache lateinisch ist. Doch ist das Rumänische auch vielfach bezüglich der Laute und Wortbildungssuffixe, am meisten aber in dem Wortschatze von slavischen Elementen durchsetzt. Ebenso ist Griechisches, Albanesisches und Türkisches in der rumänischen Sprache enthalten.

Die rumänische Schriftsprache enthält — infolge der Bemühungen der rumänischen Gelehrten — nicht so viele slavische Wörter, da dieselben durch lateinische ersetzt worden sind. Übrigens ist Wissenschaft und Bildung unter den Rumänen erst seit der neuesten Zeit mehr verbreitet. Die Verhältnisse, unter denen sie früher lebten, waren ihrer geistigen Entwicklung nicht sehr günstig. Zu den als ständische Nationen anerkannten Völkern gehörte das rumänische Volk früher nicht. Die Rumänen waren größtentheils Hörige der ungarischen Adelligen oder der Sachsen. Wenn in Siebenbürgen unter den zum Militär Abgestellten bis vor Kurzem 93 % ohne Elementarbildung erschienen, so hatten daran die Rumänen einen besonderen Antheil. Durch die Bemühungen des Erzbischofs und Metropolitens Schaguna ist die gesammte Volksbildung der Rumänen gehoben und gefördert worden. Außer zahlreichen Volksschulen, die zum Theil in recht ansehnlichen Gebäuden untergebracht sind, besitzen die Rumänen Gymnasien zu Kronstadt, Raßod und Blasendorf. Die an diesen Anstalten wirkenden Lehrer holen sich ihre Bildung außer Landes, namentlich an den Universitäten in Wien, Berlin, Leipzig, Paris, Brüssel und erwerben sich mitunter an diesen Hochschulen auch den Doctor-Grad. Überhaupt aber zeichnen sich unter den Rumänen diejenigen, die einmal die Studienlaufbahn betreten, durch Fleiß und Ausdauer in besonderer Weise aus. Zu großem Segen gereicht den Bildungsverhältnissen der Rumänen der am 23. October 1861 eröffnete Verein zur Beförderung der Literatur und Cultur des rumänischen Volkes.

Wenn so in den letzten Jahren unter den Rumänen ein gebildeter Stand herausgewachsen ist, so mangelt denselben doch das Bürgerthum. Nur vereinzelt widmen sich die Rumänen dem Gewerbe, die Masse des Volkes, die Landbevölkerung, treibt Ackerbau und Viehzucht.

Die Eigenthümlichkeiten des Volkes spiegeln sich am treuesten in dem Bauern. Die Tracht desselben ist sehr primitiv. Der Bauer hat eine Leinwand- oder eine wollene Hose, ein langes, weißes Hemd, das auch über die Hose hinabreicht und um die Hüften von einem Gürtel zusammengefaßt wird. Den Rücken deckt ein Mantel aus grobem Tuch oder ein Schafpelz. An den Füßen trägt er ungegerbte Sohlen, sogenannte Opintschi. Den Kopf bedeckt eine Mütze aus Schaffell oder ein breiter Hut. Die nicht selten durch Schönheit ausgezeichneten Weiber tragen auch ein langes, sogar bis auf die Knöchel herabhängendes Hemd, das oft mit vielen Stickerien versehen ist. Vorne haben sie eine Schürze, rückwärts auch eine Art Schürze, die mit bunten Streifen durchwebt ist, die *cretinze*. Der Kopf ist entweder frei, wie oft bei den Jungfrauen, die dann das Haar nicht selten in schönen, lang herabhängenden Zöpfen tragen, oder aber es ist der Kopf in ein Tuch gehüllt, entweder in ein festgewebtes, buntes, oder in ein dünnes, weißes, schleierartiges. Fußbekleidung haben die Weiber entweder gar keine oder dieselbe besteht auch in Opintschen oder in Stiefeln. Auch die Wohnungen der Bauern sind

meistentheils ziemlich einfach. Es gibt wohl gemauerte Bauernhäuser, doch sind auch hölzerne nicht selten. Manchmal dienen auch bloß mit Stroh gedeckte, rauchfanglose Hütten, die aus Weidenruthengeflecht bestehen, mit Lehm überzogen und innen geweißt sind, den Bauern zur Wohnung. Seine Nahrung ist fast durchgängig Mamaliga, d. h. Maisbrei, doch genießt er auch Bohnen, Kraut, Zwiebel und zuweilen Fische.

So einfach auch das Leben des rumänischen Volkes ist, so wird es doch von den goldenen Fäden der Poesie reichlich umspunnen. Sage und Märchen sind in dem Volke in großer Fülle vorhanden und auch schöne, poetisch gefühlte Lieder ertönen überall unter den Rumänen und bringen die mannigfachen Gefühle, die das Menschenherz bewegen, zum Ausdruck: die Sehnsucht nach Berg und Thal, nach Heimat und Vaterhütte, den Schmerz über harte Schicksalschläge, die Freude über erlebtes Glück, der Liebe Lust und Leid. Aber auch der Humor, der Hohn und die Satire klingen aus den Volksliedern heraus. Eine gewisse Schwermuth geht als Grundzug durch alle rumänische Volkspoesie. Mit ihr vereint sich Glut und Zartheit. Die Gefühle sind nicht breit auseinandergesetzt, sondern mehr nur angedeutet, aber immer warm und wahr. Die Balladen sind in der Überlieferung des rumänischen Volkes auch zahlreich. Ihr Stoff ist nicht selten sagen- und märchenhaft. Die rechte Handlung fehlt manchmal und die Darstellung ist in ihnen mitunter zu breit. Aber doch sind einige derselben nach Inhalt und Form vortrefflich.

Wie schön klingt der Abschied des Sohnes, der zu der Fahne fort muß:

Eu me ducu máieo lá catáne,
tu remai de spála háime,
si le spála'n lácremele
si le usce 'n gandurele
si tu máieo le tramite,
unde o fi steágu plecátu!
acolo 'su máieo culcátu,
si de puscea 'impusicátu,
si de sábie táiatu,
si de calareti calcátu.

Zu den Truppen muß ich gehn,
Mutter, Du wasch' Kleider schön,
Wasche sie mit Deinen Thränen,
Trockne sie in heißem Sehnen,
Dahin Mutter mir sie sende,
Wo die Fahne hängt gebückt,
Dorten lieg ich todt umstrickt,

Von der Kugel Flug durchzückt,
 Von der Säbel Hieb zerstückt,
 Von der Kofse Huf zerdrückt.

Das rumänische Volk bewahrt einen reichen Schatz an Glaube und Brauch. Nach seiner Meinung ist dem Menschen bei seiner Geburt ein guter und ein böser Geist mitgegeben, die beide miteinander kämpfen. Solange die Kinder noch nicht getauft sind, muß man ihnen ein Stück Eisen oder einen Besen unter das Kopflissen legen, um sie gegen böse Geister zu schützen. Kinder, welche ungetauft sterben, kommen in den Mond, an dem sie zehren. Das verursacht ihm solch ein Leiden, daß er sich manchmal verdunkelt. Dem Tode gehen mancherlei Anzeichen voraus. Wenn er wirklich eingetreten ist, so darf man dem Verstorbenen kein Eisen, besonders kein Hufeisen an den Stiefeln lassen, da er sonst in das Paradies keinen Eingang findet. Der Verstorbene muß mehrere



Rumänische Bauernmädchen.

Mänteln auf seinem Wege nach dem Zug hält dann immer, ein Gebet wird verrichtet. Die Stelle, wo der Sarg gestanden hat, wird durch Begießen mit Wasser gereinigt. Zum Zeichen der Trauer gehen dessen Angehörige einige Zeit entblößten Hauptes umher. Dem Leichenbegängnis folgt das Todtenmahl, die pomœana. Unterdes ist der Todte entweder in den Himmel oder in die Hölle aufgenommen.

Himmel passieren, daher gibt man ihm ein Goldstück mit auf den Weg.

Das Leichenbegängnis wird mit mehr oder minder viel Aufwand gehalten. Die alte Sitte der Klageweiber findet sich auch hier. Bevor der Sarg geschlossen wird, besprengt der Priester den Leichnam und liest den fünfzigsten Psalm. Auf dem Wege zu dem Friedhof wird die Bahre einigemal niedergelegt, der

„Wie ein Garten ist das Himmelreich,
 Immer klar der Tag dem Tage gleich,
 Hell die Nacht und unser Los
 Alles Glends bar und bloß,
 Blumenvoll sind da die Wälder,

Grün die Berge, grün die Felder,
Munt're Vögel singen,
Klare Quellen springen
Und der Tod bleibt ewig fern!“

Und in der Hölle?

„Nie da drunten, gegen Abend, sehen
Wir die Sonn' am Himmel stehen,
Da ist Nacht! Mit schwarzem Grund
Gähnt ein grauenvoller Schlund,
Berge speien Feuergluten,
Wilde Meere überfluten
Da die garst'ge Höhle, wo Bal Lauren,
Sie bewachend, grinsend lauern,
Und sich Schlangen kreisend fauern,
Dürr das Feld, des Wassers Flut
Ausgetrocknet von der Glut,
Vögellos und blumenleer die Flur,
Da sind Kohlen ach und Wolken nur!“

(Rumänische Weihnachtslieder.)

Die Magyaren bewohnen Siebenbürgen in einer Stärke von 652.221 Seelen. Ihre hauptsächlichsten Wohnsitze sind im Westen und im Osten. Die Magyaren des östlichen Siebenbürgens führen den Namen Szekler, d. h., Grenzwächter. Ehedem zweifelte man an ihrem magyarischem Charakter, aber ihre Sprache stimmt vollkommen zu der magyarischem. „Sie hat mit der magyarischem die genetische, die türkische und slavische Sprachentwicklung durchgemacht.“ Die Szekler sind also ein Zweig des magyarischem Stammes, der — ungewiß wann — einmal an die östliche Grenze Siebenbürgens vorgeschoben wurde und nun hier die Grenzwacht übt. Bei der Abgeschlossenheit, in der die Szekler zwischen ihren Bergen wohnten, ist es nicht zu verwundern, daß sie Sitten, Bräuche und Tracht treuer bewahrt haben, als die andern Magyaren. Sie waren ursprünglich alle frei, erst später hat sich unter ihnen Adel und Hörigkeit gebildet, sie waren auch alle zum Kriegsdienst verpflichtet und mußten bei gewissen feierlichen Gelegenheiten dem Königshause die sogenannte „Dachsensteuer“ leisten. An ihrer Spitze stand der Szeklergraf. König Stephan V. (1270—72) schenkte ihnen zum Lohn für ihre treuen und trefflichen Dienste den Aranyoszer Stuhl. Unter den beiden Königen aus dem Hause Anjou erscheinen die Szekler in drei Theile gesondert: die Primores, Prinsipili und Plebeji, aus deren beiden ersten sich der Szekler-Adel entwickelte. Auf den siebenbürgischen Landtagen erschienen die Szekler als dritter, dem ungarischen Adel und den Sachsen gleichberechtigter Stand.

Und ebenso traten sie auch seit 1437 mit den anderen Ständen wiederholt in die brüderliche Einigung. Ihrem Glauben nach gehören die Magyaren Siebenbürgens der römisch-katholischen, der reformierten und der unitarischen Religion an. Nur ein kleiner Bruchtheil ist evangelisch-lutherisch. Doch hat auch die jüdische Secte der Sabbatharier unter den Szeklern Anhänger gewonnen.

Die Magyaren sind kräftig und schön gebaut. Ihr Körper ist gedrungener und von mittlerer Größe, ihr Gesicht oval, scharf geschnitten, mit gebogener Nase, etwas hervorspringenden Backenknochen und feurigen Augen, die Gesichtsfarbe ist bräunlich, das Haar schwarz. Die Frauen sind nicht selten von blendender Schönheit. Die höheren Stände tragen sich heute fast durchaus nach französischer Mode; seltener erscheinen sie in der Nationaltracht. Das Landvolk aber hält auch unter den Magyaren an seiner traditionellen Kleidung fest.

Die Männer tragen weiße, ungarische Tuchhosen und hohe Stiefel, Gzismen, manchmal Botskor, das heißt Spanken, eine Tuchweste (die aber auch fehlen kann), einen kurzen grauen oder dunkelblauen Rock. Um den Hals haben sie eine aus Flachsh



Szekler Bauer.

dem Oberleib tragen sie eine enganschließende Weste aus Kreton und Lammfell. Um den Unterleib haben sie einen bis auf die Knöchel reichenden, viel gefälteten Rock aus Tuch oder Leinwand, an den Füßen rothe, gelbe oder schwarze Stiefel oder spitze Schuhe. Die Schürze ist aus Musselin oder Taffet oder schwarzhärenem Gewebe. Die Mädchen flechten ihre Haare in sehr schöne Zöpfe, die mit seidenen Schleifen zusammengebunden sind. Die verheirateten Frauen verhüllen ihre Haare mit einer Haube oder einem feinen Tuche. Natürlich gibt es mannigfache Abweichungen von dieser Tracht.

Die Wohnungen sind nach Stand und Vermögen verschieden, doch haben fast alle magyarischen Edelsitze ein mehr bescheiden bürgerliches Aussehen.

schütter gewebte und schwarzgefärbte Halsbinde. Zum Schutze gegen Kälte und Regen tragen sie einen groben, bis unter die Knie reichenden Mantel, die Kopfbedeckung besteht in einer Pelzmütze oder in einem Filzhute. — Die Frauen haben ein bis auf die Hüften reichendes, oben mit Blumen und andern Verzierungen geschmücktes, in Falten zusammengelegtes Hemd, an das sich ein größeres Unterhemd anschließt. An

Das Haus des magyarischen Bauern besteht meist in einem Holzbau mit hohem Dache. Durch ein großes, mit Schnitzwerk geziertes Thor und eine daneben befindliche Thüre gelangt man in den Hofraum. Über der Thüre steht gewöhnlich eine Inschrift. Neben dem Eingange ist eine Bank und darüber ein Dach angebracht. Aus dem Hofe kommt man rechts in das Wohnhaus und zwar zunächst in das Vorhaus. Von da gelangt man rechts und links in die beiden Zimmer. Die Wände werden von kleinen Fenstern durchbrochen. Gedeckt ist das Haus mit Schindeln, Brettern oder auch mit Stroh.

Der magyarische Adel lebt auf seinen Gütern und von denselben. Der Bauer beschäftigt sich meist mit Ackerbau und Viehzucht. Der Szekler treibt mit Mineralwässern, namentlich Sauerwasser aus den köstlichen Quellen seines Landes, und mit Mühlsteinen Handel. Außerdem aber zieht er auch aus seinen Tannenwäldern großen Nutzen. „Wenn schon alle Zeichen der Cultur dem einsamen Wanderer im tiefen Walde entschwunden sind, so hört er oft, an einen schäumend niederrauschenden Bach gelangt, das stoßweise Zischen der Brettsäge und, aus dem Dickicht tretend, sieht er auf einer kleinen mit duftenden Kräutern bewachsenen Pflanzung die einfache Sägemühle stehen, die nur aus selbstgeschnittenen Brettern und Holzträgeln zusammengefügt ist.“ Die Töchter und Söhne des magyarischen Landvolkes suchen nicht selten ihren Lebensunterhalt in dem Dienste in sächsischen Orten. So beschäftigt Kronstadt eine große Menge junger Szekler und Szeklerinnen.

Auch städtische Gewerbe treibt jedoch das magyarische Volk und es muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß es sich durch mehrere Gewerbeschulen (Kunstschneiderei, Modellier-, Drechslerei-, sowie Webeschulen) in dieser Richtung zu vervollkommen eifrig bemüht ist.

Was die Bildung der siebenbürgischen Magyaren anlangt, so steht dieselbe im großen und ganzen nicht auf derselben Höhe, wie wir sie innerhalb der Monarchie unter den Deutschen in Oesterreich oder auch nur in dem benachbarten Sachsenlande finden. Gymnasien sind unter den siebenbürgischen Magyaren wohl recht zahlreich, aber sie entsprechen den Forderungen der Zeit nicht vollständig. Doch eignen sich die höheren Stände durch Lectüre ihrer eigenen und französischen, zum Theil auch deutscher Schriftsteller, wie durch Reisen in den Culturländern Europas ein gewisses Maß von höherer Bildung an. Wo der Magyare Bildung und Talent findet, achtet er diese Vorzüge, er ist auch gerecht und großmüthig, soweit er nicht sein Selbstbewußtsein verletzt glaubt, denn dieses ist bei ihm sehr stark entwickelt. In seinem Lande kennt er keine andere Nation, als die „ungarische,“ und unter den civilisirten Nationen der Welt nimmt nach seiner Meinung die seine eine sehr hervorragende Stelle ein. So wird er auch dem deutschen Culturelement und zumal in seinem Lande nie gerecht. Sein Volk, sein Vaterland geht ihm über alles. Freilich hat ihn dieses Pathos schon oft zur Poesie begeistert. Es ist aus dem Gemüthe

auch jedes siebenbürgischen Magyaren herausgesprochen, wenn Ungarns großer
 Tyrifer Vörösmarty singt:

„Am Vaterland, o Ungar, häng'
 Mit fester Treue Du,
 Das hüllt und deckt Dich — fällt Du einst —
 Mit seinem Rasen zu.
 Es ist für Dich in dieser Welt
 Sonst keine Stätte frei,
 Hier mußt Du leben, sterben hier,
 Was auch Dein Schickial sei.
 Dies ist der Boden, wo so oft
 Floss Deiner Väter Blut,
 Auf welchem die Erinnerung
 Von tausend Jahren ruht.
 O Freiheit! Hier entrollte oft
 Dein blutig Banner sich,
 Und unsere Besten sanken hin
 Im langen Kampf für dich.“

Wie in dieser Blüte magyarischer Kunstlyrik, so liegt auch in den
 Weisen, wie sie das magyarische Volk liebt, etwas Wehmüthiges. Auch sie
 erklingen in Mollaccorden. So ist's in dem schönen, gemüthsvollen, von
 G. Steinacker übersetzten Liede:

„Waldboden ist mein Heimatland,
 Geboren zum Soldatenstand,
 Bei grünen Waldes Rauschen,
 Bei wilder Tauben Plauschen
 Zog mich mein Vater auf.

Als ein hemooster Jung ich dann,
 Auf Pferdes Rücken Platz gewann,
 Fort zog ich, um zu pflügen,
 Mein Vater — zu bekriegen
 Fern der Franzosen Heer.

Grabt tiefer auch, ihr Furchen, ein,
 Gießt, Thränen, Eure Blut hinein.
 Der Vater ist geblieben
 Im Krieg — die Mutter rieben
 Bald Gram und Sorgen auf.

Und morgen zieht die Mannschaft fort
 Zum Heere, auf Commandowort.

Des grünen Waldes Rauschen,
Der wilden Tauben Pfauschen,
Wann hör ich wieder Euch?"

Und doch bricht in aller magyarischen Poesie auch wieder das Feuer, die Leidenschaft, durch, die durch alle Fasern des Magyaren geht. Es ist dieselbe Leidenschaft, die auch in den magyarischen Musikstücken, in den magyarischen Tänzen Ausdruck findet. „Bei den Klängen des Rakoczimarsches flammen alle Blicke und auch den sonst friedlichen Bauern faßt kriegerische Begeisterung. Und wenn die Tanzweise laut wird mit ihren bald sanften, schmelzenden Liebestönen, mit ihrem Sturm der Leidenschaften, wie werden da die magyarischen Tänzer von den Tonwellen und Tonwogen mit fortgerissen!“ Erst wird die Tänzerin einigemal tanzend in einem Kreise herumgeführt, dann wird sie losgelassen, Tänzer und Tänzerin tanzen nun getrennt voneinander, jedoch so, daß die Tänzerin in wenigen künstlichen und anstrengenden Schritten sich beständig um den Tänzer dreht und wendet und ihn immer im Auge behält, während der Tänzer sich um sie gar nicht zu bekümmern scheint, bis er sich ihr endlich liebevoll nähert, sie mit beiden Armen umfängt, rasch rechts, dann links, etlichemal in der Runde drehet, dann wieder aufläßt und der Tanz von neuem beginnt.

Die Leidenschaft, die in der Musik, in dem Tanze der Magyaren wohlklingenden Ausdruck findet, kann aber auch unangenehme Formen annehmen. Sie führt in den höheren Ständen nicht selten zu Duellen, die einen ernsteren Ausgang nehmen, in den niederen Ständen veranlaßt sie Schlägereien. Freilich versöhnt man sich nachher auch wieder sehr leicht und die, welche früher die bittersten Gegner waren, umarmen sich nachher als die besten Freunde. So gutmüthig die Magyaren sein können, so eigensinnig und starrköpfig sind sie auch wieder. Im Kampfe sind sie kühn und muthvoll. Mit wahrer Todesverachtung und Ausdauer stürzen sie sich in Gefahren, wenn sie nur wissen, daß ihnen Ruhm und Ehre winkt. Von diesem kriegerischen Sinn ist etwas auch auf ihre Frauen übergegangen. Diese erschrecken nicht vor Waffengeklirr, ja die Pistole handhaben sie selbst. Je ritterlicher ein Mann, desto lieber ist er ihnen. In ihrem Hause zeichnen sie sich durch Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft aus, die jeder, der einmal als Gast in ein magyarisches Haus getreten ist, zu rühmen weiß.

Die Zigeuner kommen in Siebenbürgen in einer Zahl von 79.000 Seelen vor. Ihrer Sprache und ihrem Aussehen nach stammen sie aus Indien. Sie gehören dem indogermanischen Sprach- und Volksstamme an. Um das Jahr 1000 n. Chr. scheinen sie ihre alte Heimat verlassen zu haben. Nach mannigfachen Wanderungen erscheinen sie 1322 auf Kreta, 1346 auf Korfu, 1370 in der Walachei. Von hier sind sie unter der Regierung König Siegmunds nach Siebenbürgen eingewandert. In diesem Lande wohnen sie unter Sachsen,

Magyaren und Rumänen. Ihre Sprache ist von persischem, armenischem, griechischem und rumänischem Sprachgute durchsetzt. Übrigens bedienen sie sich zum Sprechen vielfach des Rumänischen und Magyarischen. Ihrem Glaubensbekenntnisse nach gehören sie hauptsächlich zu den beiden griechischen Kirchen. Nur sehr wenige Zigeuner sind Katholiken oder gar Protestanten. Die Zigeuner sind entweder sesshafte oder wandernde Zigeuner. Die ersteren wohnen am Ende der Städte, der Märkte und Dörfer, gewöhnlich in schlechten Hütten, doch auch in erträglich gebauten Häusern. Ihre Bekleidung ist vollständig, ja zum Theile sehr gut. Die Weiber haben nicht selten sehr feine Kleider. Auf Keulichkeit halten sie viel. Die ansässigen Zigeuner

sind Ziegelschläger, Drescher, Schnit-
ter, Kesselflicker,
Trödler, Erzeuger
von Holzwaren
und Besen, und
Schmiede. Beson-
ders aber treiben
sie Musik. Freilich
haben die
siebenbürgischen
Zigeuner in der
Ausübung der-
selben nicht jene
Kunstfertigkeit er-
langt, wie die un-
garischen. Die

vorzüglichsten
Musiker unter den
Zigunern in Sie-
benbürgern sind

geschrei und Gestampfe dröhnt, wenn elektrisches Feuer beinahe sichtbar umherfliegt, dann jagen und stürmen die Tonwellen dahin und Well' auf Welle überstürzt sich, wie heiße Brandung. Dann aber, weil er keine Noten zur Norm und Regel hat, läßt der Zigeuner gewaltsam alles hervorklingen, was in ihm steckt, Kindisches und Fragenhaftes, Raserei und verzweifelndes Zammern, — doch immer stürmt bändigend darüber hin jene schlichte, kraftvolle, uralte Tanzweise der Magyaren.“ Die Weiber der sesshaften Zigeuner beschäftigen sich mit Spinnen, Weben, aber auch mit Wahrsagerei und Quacksalberei. Die herumziehenden Zigeuner, die ihr Zelt und ihre Habseligkeiten auf elenden Pferden oder kleinen Wagen fortzuschaffen, haben eine schlechtere Bekleidung, als die angesiedelten. Die Männer tragen



Zigeuner.

jedenfalls die-
jenigen, welche mit
den Magyaren zu-
sammenwohnen.
Von frühe her
haben diese sich
gewöhnt, „ma-
gyarische Musik“
zu treiben. Von
ihnen gilt daher
auch, was ein
deutscher Schrift-
steller (Fr. von
Löher) über die
Zigeuner in Un-
garn sagt: „Wenn
sie selbst berauscht
sind von Wein
und Lust, wenn
rings um sie her
das wilde Lust-

gewöhnlich Hemd und Unterhose und auf dem Kopfe einen breitkrämpigen walachischen Hut. Die Weiber haben zerrissene Kleidung, die Kinder laufen nackt oder fast ganz nackt herum. Die Beschäftigung dieser Zigeuner besteht in Holzarbeiten (Anfertigung von Pöffeln, Hof- und Gartengeräthen), Kesselslickerei und einfacher Schmiedearbeit — wohl auch im Diebstahl, in dem sie eine gewisse Virtuosität besitzen. Die Ehen werden unter den Zigeunern meist frühe geschlossen, doch weniger durch die Neigung der jungen Leute, als durch die Berechnung der Alten. Doch scheinen die Zigeuner ihre Kinder zu lieben, sowie sie die Eltern ehren.

Die Juden kommen in Siebenbürgen in einer Stärke von 24.848 Seelen vor. Von dem Sachsen- und Szeklerlande waren sie früher ausgeschlossen, erst seit dem Jahre 1849 haben sie auch in diese Landestheile Eingang gefunden. Sie sind aus Polen nach Siebenbürgen gekommen. Am zahlreichsten finden sie sich dort, wo sie von jeher geduldet waren: in Karlsburg und in einigen kleineren Orten des alten Ungarlandes. Sie treiben Handel mit Getreide und allerlei anderen Dingen, haben Krämereien, Pachtungen von Wirtshäusern, Mühlen u. dgl., und besitzen Brantweinbrennereien.

Die Armenier sind 8430 Seelen stark. Sie sind im Jahre 1668 aus der Moldau, wohin sie nach Eroberung ihres Landes durch die Perfer gekommen waren, nach Siebenbürgen eingewandert und wohnen hier in Szepviz, Gyergyó-St. Miklos, Remete, Dees und an a. D. — 1726 bauten sie Elisabethstadt und 1738 Szamos-Ujvar. Ihre nationale Sprache haben die Armenier größtentheils gegen die magyarische eingetauscht. Überhaupt sind sie mehr und mehr zu Magyaren geworden. In confessioneller Beziehung gehörten sie früher zur griechischen Kirche, in dem Jahre 1684 wurden sie mit der römischen verschmolzen. Ihrer Beschäftigung nach sind sie meist Handelsleute.

In geringer Anzahl finden sich in Siebenbürgen noch Bulgaren (in Alvinz, Karlsburg, Hermannstadt, Dewa), Slowaken, Ruthenen und Griechen.